

Günther und Goethe.

Die stolze Prophezeiung über seinen Nachruhm ist in anderer Weise in Erfüllung gegangen, als Günther geglaubt hat: Seine Dichtung hat durch einen mächtigeren Poeten eine Wiedergeburt in verklärter Gestalt gefunden: Goethes Jugendlyrik ist so innerlich und innig mit Günthers Dichtungen verwandt, daß wir von den zwei Möglichkeiten zur Erklärung dieser Verwandtschaft — zufällige Uebereinstimmung der Anlage und Goethe wohl bewußter Einfluß — nach Goethes Vertrautheit mit dem Dichter und seiner liebevollen Anerkennung uns an die zweite in gleichem Grade halten müssen wie an die erste: Günther ist dem jungen Goethe ein Wegweiser geworden, wie im Leben durch seine Schwächen und sein Geschick, so im Dichten durch seine Schwächen ebenso wie durch seinen Wert. Die Wärme der Empfindung, die Schlichtheit und Wahrheit des Ausdrucks wie seine Leichtigkeit und Glätte, erinnern überall an Goethe; die wässrige Breite aber, die sich auch aus den wenigen Proben, die ich gegeben, nicht ganz hat aussondern lassen, ist mit durch die wuchernde Productivität Günthers zu erklären, die er nie aus Rücksicht auf die dauernde Wirkung seiner Dichtung gemäßigt und gereinigt hat. Er hat immer nur für den Augenblick aus bestimmtem Anlaß und zu bestimmtem Zweck gedichtet, nicht für weitere Verbreitung; zu seinen Lebzeiten sind seine Gedichte nur handschriftlich gesammelt und erst nach seinem Tode im Druck veröffentlicht. — Die ihm eigentümlichen Vorzüge finden sich erst in Goethe wieder, der sie an ihm allein kennen gelernt hat und deshalb unter ihrem Einfluß gestanden haben muß. Goethe hat sich, wie wir bald sehen werden, schon in Leipzig mit Günther beschäftigt und, wenn er es als einen wesentlichen in Leipzig gemachten Fortschritt seiner Dichtung bezeichnet, daß sie sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren neigte, so ist ihm zu dieser Entfaltung seines eigenen Wesens das Beispiel Günthers sicher von Nutzen gewesen. Nur wegen der ganz allgemeinen Verwandtschaft, die, wenn sie sich auch mehr empfinden als im Einzelnen aufzeigen läßt, doch den wichtigsten Grund dazu bietet, hat schon Berthold Lizmann Günther einen Vorläufer Goethes genannt; aber ein verwandter Geist weht an manchen Stellen, ich möchte sagen, greifbar in Günthers Dichtungen. Wenn man neben dem Anfang von Günthers Lied:

Eleonore ließ ihr Herze
Nicht länger unempfindlich sein

Goethes: Jetzt fühlt der Engel was ich fühle

liest, so könnte man die Uebereinstimmung im Metrum bei der Gleichheit der ausgedrückten Stimmungen und des Gedankes für Zufall erklären, zumal Goethes Strophe im Weiteren bei gleicher Verszahl doch in der Stellung der Reime von Günther abweicht, und auch die Stimmungen beider Gedichte nur im Anfang, in Vergleich gestellt werden können. Stellt man nun aber ein anderes Gedicht Günthers mit Goethes „Christel“ zusammen, so führt die durchgehende Uebereinstimmung in Stimmung und Metrum auf eine innere Geistesverwandtschaft der Dichter. Nur die erste Strophe beider Lieder möge hier stehen:

Auf die Phyllis.

So wist einmal, ich bin verlobt,
Und zwar in so ein Kind,
Das mir erst Lust zu leben giebt,
So schwer die Zeiten sind.
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft
Und hat an süßer Blut
Fast aller Schönen Eigenschaft,
Nur nicht den Wankelmuth.

Christel.

Hab' oft einen dumpfen, düstern Sinn,
Ein gar so schweres Blut!
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist alles wieder gut
Ich seh' sie dort, ich seh' sie hier
Und weiß nicht auf der Welt,
Und wie und wo und wann sie mir,
Warum sie mir gefällt.

Hier drückt sich die derbe, gesunde und harte Lebens- und Liebeslust bei fast völlig gleichem Gedankeninhalt bei beiden in dem kurzen, jambischen Maß mit durchgehend männlichem Reim aus, im Anfang der beiden anderen Gedichte dient dem lösenden und befehligen Gewißwerden des ersehnten Glückes bei derselben Uebereinstimmung des Gedankens der für diese Stimmung ebenso charakteristische weibliche Reim. Je mehr diese Erscheinung dem unbewußten Formgefühl beider

Dichter entsprungen ist, um so mehr offenbart sie uns die Verwandtschaft ihrer Beanlagung. Aber Goethe hat Günther gekannt und aufs Wärmste anerkannt, und deshalb können wir auch einen direkten Einfluß Günthers, durch den Goethe selbstverständlich gar nichts genommen wird, nicht von der Hand weisen. — Einige andere Aeußerlichkeiten sind augenfälliger aber nicht beweiskräftiger als die nur zu empfindende allgemeine Verwandtschaft:

Goethe an Yuna: Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer,
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht.

Das Bild in der zweiten Zeile gehört Günther und ist auch von Goethe nicht als eigen in Anspruch genommen. Wie zur Anrede in der ersten Zeile eine durch die griechische Mythologie geläufige Vorstellung dient, so enthält auch die zweite ein von dem Dichter schon als bekannt vorausgesetztes Bild, das eben deshalb nur als Anrede benutzt ist. Zwei bekannte Benennungen des Mondes sucht Goethes Schwärmerei aus, die ihm als die schönsten erscheinen; die zweite stammt aus dem oben angeführten Gedichte Günthers an Leonore:

Str. 3: Ihrer Kleider nette S c h w ä r z e
Zeigt mir ein vergnügtes Licht.
Welches wie des Mondes Kerze
Z ä r t l i c h aus den Wolken bricht.

Ueber die Sache ist wohl kein Zweifel; aber was hat Goethe aus diesen bei aller Schönheit des Bildes so pedantisch und steif klingenden Zeilen Günthers gemacht! Er hat durch die Präcision und Kürze des Ausdrucks das Bild, dessen Teile man sich bei Günther zusammenfügen muß, erst zum Bilde gemacht, das uns mit einem Mal sinnlich vor Augen steht. Dies hat er mit dem wertvollen Gehalt von Günthers Dichtungen mehrfach gethan: Durch Präcision und Kürze des Ausdrucks und daraus folgende schnellere und feurigere Bewegung ihn in reiner Kunstform von Neuem geboren. In Wahrheit und Dichtung (II. Theil 7. Buch) bekennet Goethe: „Ich wurde gewahr, daß der erste Schritt, um aus der wäfrigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präcision und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Styl konnte man das Gemeine nicht vom Besseren unterscheiden, weil Alles untereinander ins Flache gezogen wird.“ Dies Bekenntnis bezieht sich auf die Leipziger Zeit, aus der auch das Lied an Yuna stammt, und bei keinem Dichter zieht der Mangel an Präcision und Kürze soviel Bedeutendes so sichtbar „ins Flache“ wie bei Günther. —

Günther an seine Magdalis.

Str. 2: Des Monden Antlitz sieht die Fluten
Der stummen Wehmut kläglich an.

Goethe: Willkommen und Abschied.
Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor.

Das von beiden Dichtern vom Aussehen des Mondes gebrauchte Wort bedeutet zwar nicht ganz dasselbe, bei Günther Melancholie und Mitleid, bei Goethe nur Melancholie; die Uebeeinstimmung ist aber doch schwerlich zufällig. —

In der ersten Strophe desselben Gedichtes von Goethe heißt es:

„Der Abend wiegte schon die Erde“

Günther sagt: „Die Nacht drückt ihm (dem Erdkreis) die Augen zu.“

Sollte die letzte Quelle von Goethes Bild bei seiner gründlichen Vertrautheit mit Günther nicht bei diesem zu suchen sein? — Bei diesem Bilde tritt zum ersten Mal hervor, daß Goethe das Bild der Wirklichkeit nähert. Günther überträgt ein Bild aus dem Menschenleben auf die allgemeine Natur und malt es in einzelnen Zügen aus, ohne dafür einen Anhalt in derselben zu finden; Goethes Bild führt uns das Wehen der Abendwinde, das Wiegen der Baumwipfel, unter denen er reitet, vor die Seele — — Endlich führen uns zwei Zeilen desselben Goethe'schen Gedichtes wieder zu einer allgemeineren Vergleichung:

Das Gemälde des Abends schließt bei Goethe:

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
D o ch frisch und fröhlich war mein Mut

Bei aller Verschiedenheit der zu Grunde liegenden Stimmung ist die innere Übereinstimmung dieser Verse so groß wie die äußere in Ausdruck, Metrum und musikalischer Wirkung: Der Größe und Gewalt einer Naturerscheinung wird die Empfindung des Herzens gegenübergestellt, die größer und stärker ist als jene. Die Natur dient zum Maßstabe und, da sie übertroffen wird, zu erhöhter Darstellung der Empfindung. Wie hier das „doch“, so dient an einer andern Stelle beiden Dichtern bei gleicher Gegenüberstellung von Naturerscheinung und Empfindung „und“ demselben Zweck an derselben Stelle des Verses:

Goethe an Friederike:

Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehn die Sonne nimmer
U n d ich Friederike nicht.

Die erste Strophe desselben Goethe'schen Gedichtes enthält die gleiche Gegenüberstellung von Natur und Empfindung:

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friederike,
Dürft' ich nach Dir zurück!
In einem Deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Die Schönheit von Günthers Bild hat Goethe von der störenden Breite und Weit-schweifigkeit befreit; Günther läßt sich zu tief in die Ausmalung des Naturbildes ein, so daß wir seinen Zweck darüber vergessen, der dann etwas lahm nachhinkt. Er führet das Bild mit „Wie wenn“ ein, sucht also ein Bild für die Empfindung und verfährt allegorisch, Goethe benützt eine wirkliche Naturerscheinung als Bild, rückt es dadurch der wirklichen Empfindung näher, nimmt die Natur selbst in seine Empfindung auf und verfährt symbolisch; er stellt präcise und kurz Naturbild und Empfindung gegenüber und verhilft dadurch jenem zu seinem Zweck, dieser zu ihrem Recht. —

Wie die Morgenröte und die Sonne den farbenreichen Tag macht, so das Auge der Geliebten den Tag in der Seele beider Dichter:

Goethe: In einem Deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Günther: Licht und Schatten macht die Farben
Und Dein Blick mein Wohlergehn.

Die Farben sind aber die Schönheit des Tages, deshalb singt Günther in dem Abendstündchen:

Schlaf bis der Morgenröte Flügel
Der Welt die Farben wiederbringt --

und Goethe in dem Morgenstündchen, in dem er „Sonnenschein und Glück“, Bild und Bedeutung zum „Tage“ vereinigt und Günthers Bild auf das Glückliche vervollständigt:

Erwache Friederike
Vertreib die Nacht,
Die einer Deiner Blicke
Zum Tage macht!

Günther in dem Liede zu einer Abendmusik:

Der Himmel wacht mit tausend Augen,
D o ch nicht so gut als meine Treu.

Günther auf Phyllis:

Licht und Schatten macht die Farben
U n d Dein Blick mein Wohlergehn.

Die Wirkung des Hinscheidens eines jungen Mädchens malt Günther:

Wie wenn ein Dunst Aurorens Strahlen
Durch unverhofften Nebel bricht;
Die Felder hören auf zu prahlen,
Die güldnen Hügel lachen nicht,
Die Wiesen steh'n voll nasser Thränen,
Die müden Schafe strecken sich,
Die Nymphen steh'n in Angst und Sehnen,
Und sehn zwar schön, doch jämmerlich.

Von solcher Wirkung ist Dein Scheiden

Der Tag in Goethes Seele aber ist die Kraft
der Dichtung. Am Ende des Morgenständchens:

Der Schlaf hat ihn verlassen
Doch wacht er nicht.

Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — — schließt ja noch.

Günther's Wohlergehen, wofür Goethe das
Bild vervollständigend den Tag setzt, ist
nichts anderes:

Phyllis, Phyllis, komm doch wieder!
Sonst verlieren Geist und Lieder
Das Vermögen und die Kraft,
Die Dir viel Ergözung schafft.
Licht und Schatten macht die Farben,
Und Dein Blick mein Wohlergehn.
u. s. w.

Wertvolles Material, von Günther nicht völlig geformt, ist in dem Feuer von Goethes
Genius ungeschmolzen und in erneuter Gestalt daraus hervorgegangen: die feurig ungeduldige Be-
wegung, das kraftvolle Zueinsbilden von Empfindung und Naturbild in den Worten: „Vertreib
die Nacht“, wodurch das Naturbild zum unmittelbaren Ausdruck der Empfindung wird, indem es
als Wirklichkeit, nicht als Bild erscheint, die symbolische Behandlung des Bildes (obwohl es nicht
eigentlich symbolisch ist), die ganze Form und Bildung gehört Goethe; der Stoff des Bildes findet
sich bei Günther und war Goethe auf keinen Fall unbekannt. — —

Günther: auf ein Geburtsfest:

Wie der Sonne frühes Bligen,
Wenn der Tau das Erdreich kühl,
Auf den halbgebrochenen Spigen
Junger Rosenknöpfe spielt,
Also spielt auf Stirn und Wangen
Eine blumenreiche Pracht.

Goethe: Willkommen und Abschied:

Ein rosenfarbenes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht.*)

Das Bild tritt bei Goethe wieder an die Stelle der Wirklichkeit; das Übrige ist „Prä-
cision und Kürze“ freilich von Goethes Art. — Was Günther in den vier ersten Zeilen seiner Strophe
angefangen und gewollt, in den beiden letzten aber nicht vollendet hat, das ist von Goethe in zwei
Zeilen ganz geleistet. Die ganze Stimmung des Frühlingsstages, Sonnenschein, Taufrische und
Rosenglanz, wird im Vergleichungssatze von Günther aufgeboten und mit Recht; denn nur die
ganze Stimmung und Wirkung eines Frühlingsstages kann mit der Schönheit eines jugendlichen
Antlitzes verglichen werden. Aber das verglichene Mädchen muß sich mit der „blumenreichen Pracht“
begnügen, so wird das Bedeutende durch die Breite „ins Flache“ gezogen. Die Wirkung ist, daß
uns ein köstliches Frühlingsbild vor Augen steht, viel zu lebendig und wahr, als daß wir es uns
verflüchtigen lassen und nur auf den Wangen des Mädchens denken sollten, und daß des Mädchens
„blumenreiche Pracht“ unsere Seele von der Schönheit des wirklichen Frühlings nicht abrückt:
Das Mädchen kommt zu kurz dabei, und das schönste Bild verfehlt seinen Zweck. Goethes Herz
ist von Friederike voll, mit jeder Silbe bleibt er bei dem Mädchen und doch wirkt er um ihr
Antlitz die ganze Frühlingserdenschönheit, aber so duftig und leicht (von wirklicher Erscheinung kann
er dazu nur die Rosenfarbe, das beiden Gemeinsame, und das Frühlingswetter, die Stimmung,
brauchen), daß des Mädchens Schönheit und Goethes Empfindung allein vor der Seele des Lesers
stehen. Es ist die Empfindung ganz des Ausdruckes Herr geworden, hat ihn ganz durchdrungen,
das von Empfindung ganz volle Herz hat den Dichter gemacht. —

Diese Beispiele auf dem Grunde der viel umfassenderen allgemeinen Verwandtschaft zeigen
genügend Goethes Vertrautheit mit Günther und dessen Einwirkung auf ihn. Günthers Dichtung
war eine von den Quellen, die Goethe mit sich forttrieb, und auch aus dessen Prophezeiungen über
seinen Nachruhm vernahm sein geweihtes Ohr die Stimme der Sehnenenden:

*) Wer bezweifelt, daß Goethes Verse einer Berührung seines Genius mit Günther ihre Existenz verdanken,
den bitte ich noch einmal Goethes „Bild der Färtlichkeit in Trauer“ mit den entsprechenden Versen Günthers zu ver-
gleichen (Seite 20). Dieselbe Operation führt in beiden Fällen von Günther zu Goethe.

Bruder nimm die Brüder mit;
Denn uns frist in öder Wüste
Gierger Sand.“

Ich habe auf den letzten Seiten eine Reihe von Gedichten als von Goethe herrührend behandelt, die in der Weimarer Ausgabe nur unter der Überschrift: „Goethe zugeschriebene Gedichte zweifelhaften Ursprungs“ Aufnahme gefunden. Daß Verwandtschaft mit Günther und Gegensatz zwischen beiden in diesen Gedichten sich genau in derselben Weise zeigten wie in anderen unzweifelhaften Ursprunges, ist ein neuer Beweis ihrer Echtheit. Nun stehen aber unter jenen Liedern in der Weimarer Ausgabe zwei andere, die ebenfalls aus dem Liederbuche Friederikens herrührend von Weinhold mit Recht in die Gedichte von Lenz aufgenommen sind. Es ist das unter der Überschrift: „Als ich in Saarbrücken“ und „Ach bist Du fort? — Aus welchen Träumen.“ Das letztere ist schon von Voepel Lenz zugesprochen; daß es ihm zugehört, beweist schon sein Anfang: „Ach, bist Du fort?“ der Anlaß des Gedichtes in Frageform mit vorgestelltem Ach. — Das Lied von Lenz auf den Tod einer Frau Pastorin (bei Weinhold Seite 81) fängt an: „Ach, meine Freundin todt?“ So vollkommen gleicher Anschlag kommt zweimal doch nur aus ein und derselben Kehle. Von Goethes Geist ist in dem ganzen Gedicht nicht eine Spur. Uns aber interessirt die auch hierin aber in ganz anderer und größerer Weise sich offenbarende Übereinstimmung mit Günther:

Lenz:

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden
leer,

Die Bäume blühen ihm schwarz, die Blätter
sind verblichen,
Und alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit Dir
gegangen,

Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach
Und findet Dich nicht mehr und weinet voll
Verlangen

Und voll Verzweiflung Dir nach

Dann in die Stadt zurück; doch die erweckt
ihm Grauen.

Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit,
Ein anderer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleidt.

Günther, bei der Rückkehr nach Schweidnitz:

Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes
wieder?

Wie traurig scheinst Du mir, du nicht mehr
schöner Garten.

Du schickst mich in Stadt,
Die treff' ich desto schlimmer,
Der Wirth, das Volk ist neu,
Ein Gast entweicht das Zimmer

Ich geh den Tempel aus
Ich suche durch die Gassen
Ich such' auch, wo sie sich wohl niemals
finden lassen,

Ich ruf ihr um den Wall, der Wall hat
schlecht Gehör.

In Lenz' Reimerei, die auch weit unter den meisten seiner Gedichte steht, erscheint ein Günther entnommenes Schema auf die eigne Situation übertragen. — Auch das zweite der fraglichen Gedichte enthält Anklänge an Günther und eine durchaus nicht in Goethes Geist gehaltene Umwandlung eines Bildes aus der Schäferpoesie, das sich bei Günther in viel natürlicherer und wahrerer Gestalt findet.

Lenz:

Und es vereint der Himmel sich, Dir zärtlich
nachzuweinen

Mit Deinem Freund.

— — — Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei.

Günther, auf den Tod eines Mädchens:

Die Felder hören auf zu prahlen,
Die güldnen Hügel lachen nicht,
Die Wiesen stehn voll nasser Thränen,

Die müden Schafe strecken sich.

Daß zwischen Lenz und Günther hier ein Zusammenhang besteht, läßt sich natürlich nicht behaupten. Es sind bei beiden gleiche Motive, die aber von Lenz verdorben sind; deshalb kann das Gedicht nicht von Goethe herrühren, der dieselben Motive in der besprochenen Weise dichterisch gestaltet und vollendet hat. — Bei Günther wird die Wirkung des Abscheidens eines jungen Mädchens verglichen mit der Wirkung der Verdunkelung der Sonne auf Feld und Flur. Um die Entfernung der Sonne trauern die Hügel, Felder, die Wiesen stehn voll Thränen, die müden Schafe strecken sich. So wirkt auch das Scheiden des Mädchens auf die Seele des Dichters. Das Bild und die Empfindung durchdringen sich nicht, das Bild ist erdachte Allegorie für die wirkliche Empfindung. Goethe machte den trüben Tag wirklich oder benutzte die Stimmung eines wirklichen trüben Tages, um seinem Mädchen zu sagen, daß durch ihren Blick für ihn der trübste Tag in Sonnenschein und Glück verwandelt wird; die Wirklichkeit ist das Bild der wirklichen Empfindung; Bild und Empfindung durchdringen sich, indem das Bild nur der Empfindung dient. Lenz opfert seine Empfindung dem Bilde, indem er das ebenfalls wirklich gemachte Bild mit seiner Empfindung phantastisch ausstattet. Nicht um die Sonne trauert die Natur, sondern um das Mädchen: „Schon rufen Hirt und Herden dich bang herbei.“ — Wie hätte Goethe Hirt und Herden nach dem Mädchen rufen lassen können, das er liebte? Er hat sein Gefühl, — sein Alles — für sich allein behalten! Lenz steht hier unter Günther und Goethe: Goethe offenbart im wahren Bilde wahres Gefühl, die Empfindung ist das Herrschende. — Günther vergleicht das Gefühl mit einem naturwahr erdachten Bilde; der Vergleich ist eine Verstandes-Operation. — Bei Lenz offenbart ein phantastisch = beseeltes, nicht naturwahres Bild durch Phantasie verfälschte Empfindung.

Daß auch Lenz Günther gekannt und unter seinem Einfluß gestanden hat, wofür sich übrigens noch mehr Zeugnisse anführen ließen als das erste der beiden zuletzt besprochenen Gedichte, darf uns nicht wundern. Wenn er ihn nicht schon vor seiner Verbindung mit Goethe gekannt hat, ist er wohl durch Goethe mit ihm bekannt geworden. Daß Goethe in einem Straßburger Briefe schreibt: „Man liebt seine Freunde wie sein Mädchen, und eines jeden Phillis*) ist einem jeden die Schönste“ [Weimarer Ausgabe, Briefe 1. Band, Seite 243], daß die Mehrzahl der Anklänge an Günther, die sich bei Goethe finden, auf Günthers Gedichte an seine „Phillis“ sich beziehen**), daß endlich auch Lenz in vier Gedichten aus seiner Straßburger Zeit ein Mädchen „Phillis“ nennt (bei Weinhold steht drei Mal Phillis, zwei Mal Phyllis), ist danach doch wohl nicht Zufall.***)

*) Günther schreibt den Namen ebenso, ich habe seine Schreibweise bisher geändert.

**) Vgl. dazu auch noch:

Goethe:

Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehn die Sonne nimmer
Und ich Friederike nicht.

Günther: auf „Phillis“:

„Phillis“ läßt mich kaum drei Morgen
Zwischen Hoffnung, Furcht und Sorgen
Und ich schleiche durch den Tau
Schon vor Unmut bleich und grau.

***) Nachtragen möchte ich noch der Vollständigkeit halber:

Goethe: Dem Himmel wach' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz!
Ihr Wetter, Stilm' und Regen,
Verschon' das heilge Holz!
u. i. w.

Günther: So schnitt er mit gelübter Hand
Ein traurig Denkmahl in die Rinden:
O Himmel! Laß in dieser Schrift
Manch' treues Aug' Ergezung finden,
Und ichone, wenn Dein Bliz um diese Gegend trifft.
(siehe Seite 13).

Goethe.

Was an Günther Bedeutendes und Nuhbares war, hat Goethe anerkannt und verwertet; auf der Stufe, auf welcher Günther verblieben, hat er als Mensch und Dichter nie oder nur ganz flüchtig verweilt. Aber die immerhin bedeutsamen Unterschiede, die schon im vorigen Abschnitte dargelegt wurden, sind es nicht, wodurch Günther soweit hinter Goethe zurückbleibt: Günthers Form und Ausdruck zu verbessern, dazu bedurfte es 60 Jahre später Goethes viel weniger als dazu, den innigen Ton der Wahrheit so zu treffen wie Günther; die bisher erkannte Verwandtschaft hebt den Wert Günthers weit mehr, als ihn die bemerkte Verschiedenheit herabdrückt. Aber so sehr er den Titel eines Dichters im vollen Sinne des Wortes verdient, steht er doch, an Goethe gemessen, nur auf der untersten Stufe echter Dichtung, weil er über die Grundlage, aus der die Dichtung, wie ihr Gegenstand, die Menschheit, emporsteigt, nie hinausgekommen ist; er ist bei der Empfindung stehen geblieben, seine Stimmung ist durchweg passiv, unfrei, materiell; dadurch ist des Menschen Kraft und Freiheit, die Goethe im Dichter offenbart hat, in Günthers Empfindung und Dichtung begraben; Goethes Stimmung ist durchweg aktiv, frei, ideell; seine Dichtung ist Ausdruck selbstbewußter Seelenkultur. Die Seele offenbart sich nicht in der Leidenschaft, sondern in ihrem Verhältnis zu derselben; weil wir Günthers Seele nur in der Leidenschaft sehen, sehen wir sie überhaupt nicht. Die Kultur der Seele beginnt mit ihrer Befreiung von der Neigung, und das Verhalten des freien und selbständigen Ich der Leidenschaft gegenüber ist zunächst der Inhalt von Goethes lyrischer Dichtung da, wo sie ihrem Gehalte nach unmittelbar über der Stufe steht, auf welcher Günther verblieben ist. Der ganze Reichtum von Stimmungen aber, den sie sich von da aus mit dem Wachstum des Menschen emporsteigend erschließt, ist nur möglich durch die Freiheit von der Neigung und bei einem so mächtigen Seelenleben zugleich notwendige Folge dieser Freiheit. Die Stimmungen, der Gehalt von Goethes lyrischer Dichtung, sind Günther so fremde, wie es Günthers Stimmungen Goethe sind. Der wesentliche Unterschied zwischen Günther und Goethe, der zwei ursprünglich so verwandte Naturen so weit von einander scheidet, liegt auf ethischem Gebiet.

Wie ernst es Goethe schon in Straßburg mit seiner Befreiung von der Neigung gewesen ist, geht nicht bloß aus seinen Bekenntnissen in Wahrheit und Dichtung und aus Briefstellen hervor, sondern auch daraus, daß er von allen Liedern auf Friederike nur die selbst veröffentlicht hat, in denen sich ganz andere Stimmungen offenbaren als solche, die er mit Günther gemein hat. Was von diesen Liedern nur vom Augenblick geboren, dem Augenblick nur zu dienen hatte, worin sich nichts anders offenbarte als Neigung zu Friederike und wenn auch noch so großes und Goethe noch so eigentümliches Formtalent, ist alles nach Goethes Tode entdeckt und veröffentlicht. Von den schon besprochenen Gedichten auf Friederike, in denen Günthers Einfluß bemerkbar war, ist von Goethe nur eines aufbewahrt und herausgegeben, welches, obwohl oder vielmehr weil es leidenschaftlicher ist als alle andern, nicht die Geliebte zum Gegenstande hat, sondern das von dem freien selbstthätigen Ich betrachtete und beherrschte Gefühl für dieselbe: „Über all' der leidenschaftlichen Glut und schmelzenden Innigkeit des Liedes: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!“ schwebt die durch die Leidenschaft erweckte und herausgeforderte freie Kraft, die sich der Leidenschaft nicht sowohl als ihrer Herrschaft über dieselbe freut, die der Leidenschaft die Zügel nachläßt, nur um sich dieser Herrschaft um so mächtiger bewußt zu werden, wie der Reiter an dem Feuer seines Rosses sich nur dann und nur deshalb freut, wann und weil er es beherrscht:

In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

In diesen Worten findet das Ethos des Liedes seinen höchsten Ausdruck; denn sie können nicht der Leidenschaft entstammen, sondern nur einem höheren Vermögen, welches außerhalb und über der Leidenschaft steht. Die einzige Verschmelzung von hinreißender Lebensglut und zügelnder Kraft, die den Grundcharakter dieses Liedes bildet, die Spannung, hervorgerufen dadurch, daß die Autonomie der Person und die heterogene Leidenschaft jede die ihr gebührende Wirkung im vollsten Maße äußert, macht es zu einem vollkommenen Bilde von der Seele seines Schöpfers, in welcher neben der Leidenschaft die Kraft sie zu zügeln bereit lag, um mit ihr zu erwachen, mit ihr zu

wachsen, ja in ein untrennbares Eins mit ihr zusammenzuströmen, das uns erweicht und härtet zu gleicher Zeit. Drei entgegengesetzte und daher nur in bestimmter Ueberordnung vereinbare Elemente sind es, die ineinanderfließend die Stimmung des Gedichtes ausmachen: Über der Empfänglichkeit und Erregbarkeit, mit der Phantasie und Empfindung dem Eindruck der Natur sich öffnen, steht ohne sie aufzuheben, das stärkere eigene Lebensfeuer; aber dieses ist ganz in Besitz genommen von einem Einzelnen, Fremden, — es ist *εχθρῖα* und daher der Person des Dichters entfremdet. Wie über unterthänigen aber verbündeten Gewalten weist diese freundlich-bewundernden aber wachsamem Auges außer und über dem glühenden Leben in jenen unteren Sphären. Auf diesem ethischen Gehalt beruht die Wirkung und der Wert des Gedichtes. — — —

Die herrliche Energie, mit der sich die freie Person über die Leidenschaft erhebt, offenbart sich nun freilich in der ursprünglichen Fassung des Gedichtes in solcher Weise nicht. An Stelle der Worte:

In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

stand im ersten Druck in der Iris:

Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth!

Völlig verändert ist die Stimmung des Gedichtes jedoch durch diese Änderung nicht; denn wenn auch die Gluth der Leidenschaft in der ursprünglichen Gestalt weit höher und wilder steigt als in der späteren, so reißt sie die Person des Dichters doch nicht mit sich fort, wie es bei Günther immer der Fall ist: Die epische Form des ganzen Gedichtes und die Ausrufe: Welche Wonne! Welcher Schmerz! und am Schlusse:

— — Welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

machen das Lied zum Ausdruck der Erinnerung an etwas schon Entferntes, dessen noch so lebendig und innig empfundene Nachwirkung doch von einem darüberstehenden Vermögen betrachtet wird.

Was es heißt, mit seinem ganzen Wesen in einem Gefühl völlig aufzugehen, zeigt ein ganz anderes Lied, das wahrscheinlich auch auf Friederike sich bezieht, das Maitied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ Das schon berührte Urtheil, das Victor Hehn über dieses Lied gefällt hat, ist zum Teil durch den Standpunkt zu erklären, von dem aus er dasselbe betrachtet. Er berührt das Lied im 5. Abschnitt seines Buches: „Gedanken über Goethe“ (Seite 307), in welchem Abschnitt er betrachtet, in welcher Weise Goethes Phantasie durch die Erscheinungen der Natur bewegt wird. Von diesem Standpunkt läßt sich nun freilich das Lied nicht beurteilen. Denn, wenn glühende Empfindung das ganze Wesen bis auf den Grund aufwühlt und bis auf seinen Gipfel völlig ausfüllt, so wird die Thätigkeit der Phantasie dadurch aufgehoben; ganz reiner und unmittelbarer Ausdruck des Gefühls hat mit der Phantasie nichts zu thun. Es fragt sich nur, ob diese Alleinherrschaft der Empfindung den Wert des Gedichtes herabdrücken kann, und ob nicht gerade die Ausrufe, die Hehn Goethes nicht würdig erscheinen, vollkommener Ausdruck einer sehr vollkommenen Stimmung sind, derengleichen bei Gleim, Uz, F. G. Jacobi und allen andern, die sonst noch genannt werden mögen, nicht zu finden ist. Die Stimmung des Maitiedes ist der des eben besprochenen Gedichtes in zwei Beziehungen entgegengesetzt:

Erstens wird die Empfindung nicht von einer überlegenen Kraft der freien Persönlichkeit gezügelt oder betrachtet, sondern das ganze Wesen des Dichters geht in der Gluth der Empfindung auf; daher das jauchzende Stammeln der Ausrufe: O Erd! O Sonne! O Glück! O Lust! O Lieb! O Liebe! Bis an die Grenze der Sprachlosigkeit reißt das Gefühl den Dichter fort. — Seine Freiheit scheint ganz an die Leidenschaft dahingegeben, — aber sie scheint es nur.

Denn zweitens ist die Empfindung nicht Leidenschaft, d. h. weder Gemüß eines einzelnen Besitigen, noch Sehnsucht nach demselben, sondern höchste Aufwallung reinen Lebensgefühls dem All entgegen und der in ihm ewig waltenden Liebe. Die Gluth des zuletzt besprochenen Gedichtes war *εχθρῖα* — Wallung einem Einzelnen entgegen — deshalb füllte sie die Person des Dichters nicht

aus; die Glut des Mailiedes ist reiner *θυμός*, deshalb geht das ganze Wesen des Dichters darin auf. Es ist zweckmäßig, daß ich mich hier griechischer Ausdrücke und der Begriffe der ewig jungen Philosophie des Plato und Aristoteles, die hierin übereinstimmen, bediene, weil wir kein Wort für *θυμός* haben und unter Leidenschaft manches verstehen, was der Grieche nie mit *ἐπιθυμία* bezeichnet hätte. *θυμός* ist das centrale Prinzip des Begehrungsvermögens, die Summe und der Inbegriff aller Triebe und alles Gefühls, sofern sie Eigentum des Menschen sind und bleiben; *ἐπιθυμία* ist Thätigkeit dieses Prinzips, gerichtet auf den Besitz und Genuß eines Einzelnen, Fremden. Wie die *ἐπιθυμία* immer von dem gesammten Lebenstrieb Besitz zu nehmen, den *θυμός* in sich (der *ἐπιθυμία*) aufzuheben, die Person dadurch sich selbst zu entfremden droht, so vermag dagegen der *θυμός* die nach außen strebende *ἐπιθυμία* in sich (den *θυμός*) zurückzureißen, das Verlangen in Gefühl, das Bedürfnis in Besitz zu verwandeln. Jenes war der Fall in Günthers Stimmung und Dichtung, für dieses ist Goethes Mailied ein vollkommenes Beispiel: Bei der grenzenlosten Hingabe an das Gefühl ist die Seele des Dichters frei von Allem, wovon der freiste Mensch frei sein kann und darf; und Freiheit und Freiheitsliebe sind wesentliche Eigenschaften des *θυμός*. Je freier die Seele von dem Einzelnen ist, um so offener steht sie dem Einflusse des Ganzen; deshalb entflammen die Triebe, die den Menschen mit einem Ganzen verknüpfen, wie die Vaterlandsliebe, dem *θυμός*; die Hingabe und Glut aber, mit der der Dichter die Natur in seine Arme schließt, ist nur möglich durch seine vollkommene Freiheit Friederike gegenüber. Der Herrlichkeit der Natur im Frühlingsglanze schlägt aus des Dichters Brust die Flamme der Jugendlust entgegen (Str. 1—3):

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luft!

Seele jener Herrlichkeit der Natur ist die Liebe:

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhen!

Du segnest herrlich
Das frische Feld
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

Seele und Inhalt dieser Jugendlust ist die Liebe zu dem Mädchen:

O Mädchen, Mädchen
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge,
Wie liebst Du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Lust
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft.

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und neuen Muth

Zu neuen Tänzen
Und Liedern giebst,
Sei ewig glücklich
Wie du mich liebst!

Aber diese Liebe hat keine Bedeutung und Kraft für sich, die den Dichter gefangen nähme, oder seine Person ausfüllte, sie ist ihm nur gefühltester Mittelpunkt der Liebe, die das All durchweht und nur als solcher des Dichters Beseeligung und der augenblickliche Gehalt seines Lebens. Wie in die Freud' und Wonne aus jeder Brust die seinige einstimmt: „O Erd' o Sonne! o Glück o Lust!“ so fließt seine Liebe über in die ewige, allgemeine. Ein markiger zum Himmel emporstrebender Baum lebt bis in die Spitzen seiner höchsten Blätter vom Saft der Erde, aber er trägt ihn ausbreitend empor dem Firmament und der Sonne entgegen; so hebt Goethe das Erdengefühl empor zum ewigen, und erst in der untrennbaren Vereinigung mit ihm, in der es seine Persönlichkeit nicht mehr aufzuheben droht, darf es seine ganze Seele erfüllen. Die Schlingpflanze ohne eigenen Halt kriecht am Boden hin, der sie nährt; so bleibt Günther in allen seinen Liedern am Erdengefühl hängen. Die Glut, die Friederike in Goethe entzündet, schlägt in heller Flamme gen Himmel, des unglücklichen Günther ganzes Feuer wird durch jede Leidenschaft zur Erde hinabgerissen. — Die Innigkeit und Wärme der Strophen 6—9 (O Mädchen u. s. w.) ist nur lebendigstes Gefühl des eigenen Lebensgehaltes, erregt allerdings durch die glückliche Liebe und ganz und gar von ihr ausgefüllt, aber als bloßes Gefühl vollgenügendes und vollbeseeligendes Eigentum des Dichters. Die Verbindung von warmer Hingabe und sich bewahrender und durch jene Hingabe sich nur bereichernder Selbstheit, die einen so wesentlichen Grundzug in Goethes Persönlichkeit ausmacht, hat einen so einfachen und so vollkommenen Ausdruck nicht mehr gefunden, wie in den Schlussworten des Liedes:

Die du mir Jugend
Und neuen Muth

Zu neuen Tänzen
Und Liedern giebst,
Sei ewig glücklich
Wie du mich liebst!

Denn sie sind Ausdruck der Liebe und Abgabe zu gleicher Zeit. „Wie du mich durch deine Liebe beglückst, so sei du ewig glücklich“, so spricht nur jemand, der von Liebe erfüllt doch selbständig und frei ist und nicht daran denkt, das ewige Glück, das er der Geliebten wünscht, durch Hingabe der eigenen Person herbeizuführen, ja dies auch nur zu können, sich nicht unterfängt. „Sei ewig glücklich, wie du mich liebst“ ist eine Anweisung auf die allgemeine, ewige Liebe, — „deren auch du dir — wie ich — durch unsere Liebe bewußt geworden bist“. So senkt sich hier schon grade in dem glühendsten Liede, das Friederike gewidmet ist, das Gefühl auf den tiefen Grund innigen Wohlwollens nieder.

Liebe und Leidenschaft müssen verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen!

Wenn das nicht wahr wäre, hätte Goethe Friederike nach der Trennung nicht wiedergegeben. — —

Wie glatt, wie klar, wie einfach und aus einem Gusse lieft und empfindet sich das Mailied! Und welch' entgegengesetzte Empfindungselemente sind in diese Einfachheit und Einheit zusammengeschmolzen! Es ist des ganzen Goethe ganze, geheimnisvolle, jugendlich unentfaltete, kernhaft geschlossene Seelenkraft, die solche Gegensätze hier zusammenbildet. Die ewigen Quellen menschlicher Empfindung fließen nur in diesem Liede alle in voller Reinheit und Kraft in einen höchst einfachen Strom untrennbar vereint: Volles Gefühl für das Ganze, volles Gefühl für ein Einzelnes, Fremdes, volles Gefühl des eigenen Selbst, dem die beiden ersten nur dienen. Nur wegen dieses Vollgehaltens ist das Lied so einfach, wie das Sonnenlicht einfacher ist als die Farben, die es alle enthält. Der ethische Gehalt des Mailiedes ist außerordentlich groß, wertvoll und Goethe ganz eigentümlich. — — Und wie sieht es um die Form, den Ausdruck? „Das eigentlich tief und gründlich Wirkame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist Dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersezt wird.“ Mache man mit diesem Satze Goethes die Probe auf das Mailied: Kaum eine Silbe könnte man an dem poetischen Ausdruck ändern, um ihn in Prosa zu verwandeln! Er läßt sich nicht ändern, es läßt sich der Gehalt von seiner Form nicht trennen. Ausdruck und Gehalt fallen vollständig zusammen, und das ist des Ausdrucks Vollkommenheit.

Es ist nicht Willkür, daß ich von den Straßburger Gedichten diese beiden ausgewählt habe;* die ethische Entwicklung des Dichters können nur solche Gedichte erkennen lassen, die das ganze Gemüt in einem bestimmten Zustande offenbaren. Deshalb sind für unseren Zweck zunächst und hauptsächlich diejenigen zu verwerten, in denen kein Teil der Seele in Ruhe und von dem Gefühl unberührt bleibt. Die Entwicklung seines und des menschlichen Daseins überhaupt hat Goethe mehrfach unter dem Bilde eines Stromes betrachtet. Dessen Lauf kann nur durch eine in seiner Mitte gezogene Linie dargestellt werden, in der die volle Masse des Wassers strömt, Arme und Buchten vom flacheren Wasser an dem einen oder anderen Ufer gebildet, werden nur dann von Bedeutung, wenn sie so häufig und ausgedehnt sind, daß sie die Kraft und Fülle in der Mitte des Stromes beeinträchtigen oder aufheben. Das aber gehört mit zu dem ethischen Gehalt von Goethes lyrischer Dichtung, daß in ihr öfter als bei irgend einem anderen Dichter das ganze Sein des Dichters sich offenbart, daß sie, als ein Ganzes betrachtet, einem mächtigen Strome mit sehr bestimmter Richtung gleicht, und daß die Bewegung an den Ufern sich nur durch die Berührung mit der Umgebung wie durch das flachere und schwächer strömende Wasser von dem Hauptstrom unterscheidet. Die Gedichte, in denen Goethes innerstes Sein sich offenbart, sondern sich von selbst ab von denen, in welchen die Außenwelt die Seele obenhin berührt. Letztere aber sind mittelbar dadurch für unseren Zweck von Bedeutung, daß sie durch die Leichtigkeit und Grazie ihrer Form die tiefe Ruhe des Herzens der Außenwelt gegenüber bei aller innigen Empfänglichkeit offenbaren. Von den Straßburger Liedern ist nur in den beiden besprochenen Goethes ganze Seele in Bewegung, die anderen wie das: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ geben durch die vollendete Leichtigkeit und Anmut Zeugnis, daß bei einem so lebendig empfangenen Eindruck der Außenwelt doch Herz und Geist des Dichters eine Ruhe und Freiheit behielten, von der bei Günther sich keine Spur findet. Die beiden besprochenen Lieder aber zeigten, daß einmal, wo der Eindruck eines Fremden die Seele bis auf ihren Grund bewegt, das freie Ich sich mit dämonischer Kraft über diesen Eindruck erhebt, und daß hingegen, wo sich der Eindruck des Einzelnen, Fremden mit dem Eindruck des All verbindet, dem Ich keine Freistatt mehr bleibt, daß es vielmehr in der völligen Hingabe an dies zusammenströmende Gefühl seinen eigenen höchsten Gehalt findet. In der lyrischen Dichtung giebt es jedenfalls Affecte, deren höchster Grad so wenig unter der Würde der Kunst, wie unter der Würde der Menschheit ist; man müßte denn das Mailied oder den Ganymed deshalb verwerfen, weil das in ihnen lebende Gefühl nicht mehr gezügelt und beherrscht, sondern nur noch gerade ausgesprochen wird. Aber außer dem Eindruck des All, ist es noch ein anderer Affect, dem Goethe ganz anheimfällt, derjenige, mit welchem das freie Ich durch sein eigenes Leben afficiert wird. So in Wanderers Sturmlied.

*) Sollte das Mailied nicht aus dieser Zeit stammen, so wäre das für unsern Zweck auch gleichgiltig.

Nicht alles, was Dichter von ihrem eigenen Genie ausgesagt haben, ist geeignet, uns Aufschlüsse über Wesen und Natur der Dichtung zu geben. Wenn aber der Dichter, welcher an Tiefe, Klarheit und Sicherheit des Selbstgefühls einzig dasteht, dem das bloße Gefühl seines Selbst noch im Beginn seiner Laufbahn den Seherblick verlieh, ihren Verlauf zu schauen, wie Goethe in Mahomets Gesang, dessen Selbstbewußtsein auch bei vollkommener Ruhe auf den Grund der Seele so hinableuchtet wie in dem Liede an den Mond: „Füllest wieder u. s. w.“, wenn der Dichter in glühendem Empfinden seines Genies sich bewußt wird und, was er von dessen Natur fühlt, offenbart, — so ist das einer Selbstoffenbarung, einer unmittelbaren Erscheinung des Genies selbst gleich zu achten und zwar um so mehr, je mehr das Lied ganz unmittelbares, unreflectirtes, im Feuer geborenes Naturprodukt ist.

„Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein Bißchen unvernünftig sein.“ Die Forderung, die in diesem Sage steckt, erfüllt das Sturmlied vollkommen, und mit der darauf folgenden Erlaubnis, die sogar noch in Form der Forderung ausgesprochen ist, bricht Goethe seiner eigenen Bezeichnung dieses Liedes als Halbunfimm, oder wenigstens den Folgerungen, die wohl daraus gezogen sind, die Spitze ab.

In Regen und Sturm einherschreitend, fühlt der Jüngling eine Kraft in sich, die ihn feurig und jubelnd dem Regen und Sturm entgegentreibt, die nennt er Genius; zu den Bedingungen, die seine Person sinnlich umgeben, setzt diese Kraft ihn in Gegensatz und erhebt ihn über dieselben. Dem Regen und Schlossensturm singt er entgegen, der Schlammupfad hemmt seine Füße nicht, wie mit Feuerflügeln schwebt er, er besleckt sie nicht, wie mit Blumenfüßen wandelt er darüber, auf dem Felsen schlafend wird der Genius ihm die wolknen Flügel unterstreiten, in nächtlicher Einsamkeit des Waldes ihn hüten und im Schneegestöber ihn wärmumhüllen. Damit hört der bildliche Ausdruck auf; denn die folgenden Worte:

Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

knüpfen an das letzte Bild eine eigentliche Wahrheit, und Lebenserfahrung des Dichters. Wärme und Lebensglut ist der Genius wirklich, aber die nicht allein, die allein könnte ihn nicht über den Schlamm wie mit Blumenfüßen leicht und groß wandeln lassen, die allein könnte die Musen und Charitinnen nicht zu ihm ziehen. Deshalb kehrt das göttergleiche Wandeln durch den Schlamm noch einmal wieder, um die Bedeutung dieses Bildes und damit die zweite Eigenschaft des Genius zu offenbaren, die in Verbindung mit der ersten die Musen herbeizieht:

Umichwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Daß der Dichter göttergleich über den Schlamm wandelt, muß seine Bitte an Musen und Charitinnen, ihn zu umschweben, unterstützen.

Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich, und ich schwebe
Über Wasser, über Erde
Göttergleich.

Musen und Charitinnen sind rein, zweimal wird das gesagt, und wie sie ihn umschweben, schwebt der Dichter, — er wandelt nicht mehr bloß — über den Schlamm göttergleich. Die Göttergleichheit ist Reinheit und Leichtigkeit. Denn die Göttergleichheit, die er fühlt, soll die reinen Musen und Charitinnen zu ihm ziehen, und wie sie ihn umschweben, fühlt er sich noch mehr jeder verunreinigenden Berührung enthoben, noch mehr göttergleich. — Der Genius, dessen sich Goethe bewußt wird, ist — das steht mit klaren Worten da — Lebens-

glut, die rein und frei ist; wovon? Von allem! in diesem Liebe wenigstens, dessen Gehalt freie, sich selbst erfassende Lebensglut ist; frei also zunächst von der Sinnlichkeit, zu der sie bisher und später noch deutlicher in Gegensatz gesetzt wird, — dann aber auch vorläufig und augenblicklich noch frei von der Lenkung des Geistes und von jeder festen Richtung auf ein höheres Ziel. In dieser Freiheit ist die Lebensglut des Jünglings Glück, so lange sie ihn sinnlicher Bedrängnis enthebt und diese triumphierend überwältigt. Ist diese Wirkung gethan,*) so wird die Glut durch ihre völlige Freiheit und Ziellosigkeit Qual und unerträglich:

Weh! Weh! Innere Wärme
Seelenwärme, Mittelpunkt!

Ziel und Richtung müssen die Glut tragen helfen, und das Ziel ist ihr gefunden und bestimmt:
Dem Edeln, Wahren und Schönen soll die von der Sinnlichkeit freie entgegen:

Glück entgegen
Phöb' Apollen!

Die Stimmung des Gedichtes ist wohl klar und „sehr vernünftig“. Die folgenden Strophen thun Wesentliches nicht dazu: Das Sturmwetter hat das Lied erzeugt; denn die von der Sinnlichkeit freie Lebensglut bethätigt sich da am meisten, wo die Sinnlichkeit gegen die Umgebung zu kämpfen hat.

Warum nennst mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann?
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt
Jupiter Pluvius!

Mit dem Behagen der Sinnlichkeit, in welcher Form es auch locken und gepriesen werden mag, hat Goethes Genius nichts zu thun, die Müßigen, Sterblich (=Sinnlich) Glücklichen, den Anakreon und Theokrit hat die sturmatmende Gottheit nicht besucht und gefaßt,

Und kastalischer Quell
Rinnt, ein Nebenbach.

Aber Gefahr, Kampf und winkender Sieg lockten die freie Glut:

Wenn die Räder rasselten
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschentnall,
Und sich Staub wälzt'
Wie vom Gebirg herab
Kieselwetter ins Thal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. —

Die freie Glut ist *θυμός*. Alles Feuer der *επιθυμία* ist in den Mittelpunkt, den heiligen Herd des *θυμός* zurückgezogen und flackert hier ziellos, — wenn der Dichter sich auch des Zieles bewußt ist, — empor: — Die Stimmung ist *ἀραξία* des *θυμός*, die in der Ermattung gesühnt wird:

Glüthe?
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel

*) Die gewohnte und von Goethes Natur untrennbare Symbolik rät uns anzunehmen, daß vor den Worten Was der Welt Phöbus Apoll ist.

Weh! Weh! u. s. w.

die Sonne wirklich — wenn auch nur vorübergehend — durch die Wolken gebrochen ist. Unsere Erklärung des Liebes bedarf dieser Annahme natürlich nicht.

Himmliche Macht!
Nur so viel Gluth,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Die beiden an sich klaren Strophen, die von dem kleinen, schwarzen, feurigen Bauer, der nur Bromios' Gaben erwartet, und die von dem Weinrausch, der dem Jahrhundert den Genius, die innere Gluth ersetzen muß, durfte ich überspringen als unwesentlich für die Stimmung des Gedichtes.

Das Lied ist unmittelbare Offenbarung eines ethischen Phänomens, eines wirklichen Gemüthszustandes, der für die Ethik in dem am Anfang bezeichneten Sinne lehrreich ist: Ein gewaltiges, natürliches Lebensfeuer feiert den Triumph seiner Befreiung von der Sinnlichkeit, aus der es doch stammt und von der es getragen wird, und wird sich seiner Bestimmung zur Vereinigung mit dem Göttlichen bewußt. Das natürlich sinnliche Leben erhebt sich selbst zum Göttlichen. „Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über sie selbst gefeiert wird? Wie könnte sie eine so lebhafteste Teilnehmerin an dem Selbstbewußtsein des reinen Geistes sein, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann“ (Schiller: Über Anmuth und Würde). Wenn Goethe zu diesem Sage auch nicht, wie zu so vielen ästhetischen und ethischen Theorieen Schillers geessen hat, so findet er doch durch den Triumph, den Goethe in dem Sturmlied über die Sinnlichkeit feiert, eine schöne Bestätigung und Erklärung. — Die von der Sinnlichkeit befreite, zum Göttlichen emporstrebende Lebensgluth ist aber Genius, und Poesie ist für Goethe nicht Kunst, sondern Genius. „Ich leugne, daß sie eine Kunst sei,“ sagt er, „man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius!“ (Sprüche in Prosa VI. 92). Damit ist die Poesie von Goethe selbst nicht bloß an den Kern des individuellen menschlichen Daseins, seinen ethischen Gehalt, geknüpft, sondern mit ihm gradezu identifiziert: die mit dem Göttlichen in Verbindung tretende natürliche Lebensgluth, die Gottheit, aufgenommen in den menschlichen Willen, ist Poesie, weil sie Genius ist.

Die Wirkung der dem Sturmliede zu Grunde liegenden Gemüthsverfassung auf Goethe selbst und damit die Wirkung ihrer Offenbarung auf uns ist natürlich ganz ästhetisch, denn die Gemüthsverfassung ist wirklich und deshalb Gegenstand des inneren Sinnes, des Selbstgefühls. Die ästhetische Wirkung des Ethischen und Ideellen ist überhaupt der einzige Beweis seiner Existenz, weil wir von keines Dinges Existenz etwas wissen können, das nicht ästhetisch auf uns wirkt. Diese rein ästhetische Wirkung bedeutet also nichts anderes als Wirklichkeit des ethischen Gehalts. Wenn unser größter Dichter die Wurzeln seiner Dichterkraft mit dem Kern seiner Lebenskraft zusammenfallend fühlt und dabei fühlt, daß sie beide ganz ethischer Natur sind, so sind damit alle Theorieen, die den ethischen Gehalt als unwesentlich und nebensächlich ansehen, — wenn es solche überhaupt giebt, — an der Wurzel aufs schwerste angegriffen. Und Goethes Wort: „Fragt Euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte Euch gefördert habe!“ was heißt das anderes als: Ethische Betrachtung, Untersuchung des ethischen Gehalts — des wirklich vorhandenen, der ästhetisch wirken muß — ist nicht nur Schlüssel zum Verständnis, sondern Prüfstein des Wertes eines Gedichtes! Wie sehr Goethe das höchste geistige Vermögen auf ethische Kraft und Bildung des Herzens zurückgeführt hat, dafür möge noch ein Wort zeugen: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe. Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.“ (Sprüche in Prosa VII, 1 und 2.)

Sollen wir nun Wanderers Sturmlied, von dem aus sich so vielfältiges Licht verbreiten läßt, das die jugendliche Seele so glühend packt, unseren Primanern erklären, oder sollen wir es den Fähigeren unter ihnen überlassen, sich in der Einsamkeit dem Begeisterungstaumel, den das Lied in ihnen erweckt, hinzugeben und es danach auf Goethes unverstandene Autorität gestützt als Halbunförm ein für alle Male bei Seite zu legen? Mir scheint das Lied wert, als Ausgangspunkt zur Erweckung eines tieferen Verständnisses für die Poesie überhaupt zu dienen.

Ich habe nur wenige Schritte zurücklegen können von dem weiten vorgezeichneten Wege, auf dem durch ethische Betrachtung ein Verständnis der einzelnen Dichtung zu gewinnen und aus einer Verknüpfung aller hierher gehörigen, in solcher Art verwerteten Gedichte ein Bild von der Entwicklung des Seelenlebens Goethes zu gewinnen wäre, auf dem ferner Goethes Lyrik für die Ethik fruchtbar zu machen ist, weil sie uns eine zusammenhängende Reihe ethischer Phänomene darstellt, welche ein vollständiges und zu vollkommener Entwicklung gelangtes Seelenleben ausmachen. Aber auch auf der kurzen Strecke schon, glaube ich, hat sich erwiesen, daß der Weg ein richtiger ist; auch der Vergleich mit Günther, dem größten deutschen Lyriker vor Goethe, erschien dazu von Wichtigkeit, nicht weil er als Ausgangspunkt die nahe Verwandtschaft beider Anlagen zeigte, sondern gerade deshalb, weil der in der Entwicklung Goethes gewaltig wachsende Abstand von Günther eine Vergleichung beider überhaupt auszuschließen scheint. Denn, wenn wir von dem Standpunkt des Sturmliedes aus Günther nur noch in nebelhafter Ferne erblicken können, zu der jede Verbindung durchbrochen ist, so haben wir auch erkannt, daß die dazwischenliegende Kluft nur durch Goethes ethische Kraft aufgerissen ist, daß der ganze Unterschied zwischen beiden in dem Ethos liegt. Die Gemütsbewegung in Wanderers Sturmlied ist zwar unbändig und ungezähmt, aber doch nur als Resultat lange geübter Züchtung und Bändigung denkbar, und in den Worten:

Weh! Weh! Junre Wärme
Seelenwärme,
Mittelpunkt!

blinkt ein reines Gold, das nur gewonnen werden konnte, wenn alles, woran Günther sein ganzes Herz hängte, als Schlacke davon abfiel.

Soweit der vor uns liegende Weg sich von dem Punkt, zu welchem wir gelangt sind, überschauen läßt und nur Fortsetzung der schon erkannten Richtung ist, werfen wir noch einen allgemeinen Blick auf ihn: Der Mensch, der das Unmögliche leistet, der Neigung die Kraft über sich zu rauben, vom Sinnenwesen sich losmacht, um im Reiche des Geistes zu genießen und zu schaffen, ist in Gefahr, sich von der Natur zu trennen und die Liebe zu verlieren. Gefühl dieser Gefahr, Verlangen und daraus entspringende Gewißheit, sie zu meiden, ist das Ethos des „Wanderers“: Es ist kein einheitliches Gefühl, sondern Bewußtsein eines in der Seele noch zu schlichtenden Streites und Erkenntnis eines zu erstrebenden Zieles. Die seelische Handlung, die zu diesem Ziele führt, ist deshalb in einem dramatischen Bilde dargestellt: Den Bedürfnissen und Freuden der Gegenwart und Natur entrückt, ist der Wanderer in die Betrachtung des Meisterwerkes menschlicher Kunst versunken, das die Natur gefühllos zerstört; ihr steht er fremde gegenüber, bis ihm die Frau die goldenste Frucht der Natur, den schlummernden Knaben in die Arme legt, durch dessen Anblick und Nähe die abtrünnige Empfindung zurückgerufen wird.

Von der Beherrschung der Neigung ging Goethe fort zur Selbsterfassung des freien Ich; hierhin gehören außer dem Sturmliede „Mahomets Gesang“ und „Prometheus“. Vom Ich geht die Bewegung seines Seelenlebens zum All, von dem Extrem des „Prometheus“ in stürzender Flut zu dem andern Extrem im „Ganymed“. Die Bewegung mäßigt sich in den „Gränzen der Menschheit“. Im „Ganymed“ giebt das Ich seine ganze Existenz hin an das All, in den „Gränzen der Menschheit“ fühlt es die Schranken, innerhalb deren es sich zu behaupten hat; es fühlt die Schranken, denn nicht Gedanken, sondern Stimmungen und Seelenzustände, Stufen der seelischen Entwicklung, die sich gesetzmäßig an einander reihen, stellt Goethes Lyrik dar. Aber das Ich ist doch die Krone des All, wenn es seiner Bestimmung gemäß höchste

Offenbarung des Göttlichen ist. Das Bewußtsein dieser Bestimmung giebt in dem Liebe „Das Göttliche“ dem Ich sein dauerndes Verhältniß zu dem All; die Wogen kommen zur Ruhe,

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Das Ich und das All machen den Gehalt von Goethes Seelenleben aus, und mit der Gewinnung des richtigen Verhältnisses zwischen Ich und All, in welchem das Ich sich als höchste Offenbarung der das All belebenden Idee fühlt mit aller daraus hervorgehenden Verpflichtung, das All durch sich zu vollenden, mit der Gewinnung dieses Verhältnisses ist Goethes Seele erst fertig.

Als im Alter die Leidenschaft mit jugendlicher Blut ihn packte, er aber die active befreiende Kraft nicht finden konnte, da kam die wehmüthige Klage aus seinem Munde:

Wir ist das All, ich bin mir selbst verloren. (Elegie.)

Ungefähr so hat er die Sache also auch angesehen. — — —



Druckfehler.

- Vies: Seite 4 Zeile 32: in Frieden statt im Frieden.
Seite 6 Zeile 11: zweimal ästhetisch statt ästhetisch.
Seite 17 Zeile 5: von unten: Goethe statt Göthe.
Seite 19 Zeile 20 von unten: Gedankens statt Gedankes.
Seite 30 Zeile 25 von unten: Wahrheit und statt Wahrheit, und.
Seite 31 Zeile 17 von unten: locken statt lockten.

Offenbarung des Göttliche“ dem Ich

Das Ich und das I
nung des richtigen
Offenbarung der das
das All durch sich zu

Als im All
befreiende Kraft nicht

Ungefähr so hat er d

estimmung giebt in dem Liebe „Das
die Bogen kommen zur Ruhe,

eelenleben aus, und mit der Gewin-
welchem das Ich sich als höchste
araus hervorgehenden Verpflichtung,
hältnisses ist Goethes Seele erst fertig.

lut ihn packte, er aber die active
lage aus seinem Munde:

erlorn. (Elegie.)



Lies: (0) (1) (2) (3) (4) (5) (6) (7) (8) (9) (10) (11) (12) (13) (14) (15) (16) (17) (18) (19)

antes.
Wahrheit, mid.